Die Poularde.

Humoreske von Thusnelda Wolff-Kinkert.

„Na, Madamchen, wie ist's? Sind wir jetzt handelseinig?“ Die Geflügelhändlerin, die in der Markthalle rechts neben dem Eingange ihren Stand hatte, legte den Kopf ein wenig zur Seite und schaute wohlwollend und gönnerhaft auf das kleine, schmale Frauchen hinab. „Eine schönere und fettere Poularde bekommen Sie auf der ganzen Welt nicht!“

Das kleine Frauchen wog die Poularde prüfend in der Rechten, schon halb zum Kauf entschlossen, aber doch noch voller Bedenken. „Hm, freilich — fett ist sie ja, und frisch auch — aber — drei Mark ist viel Geld!“

„Dann nehmen Sie doch lieber ein Suppenhuhn. Hier, bitte —“

Ordentlich entsetzt wehrte das kleine Frauchen ab. „Nein, nein! Eine Poularde muß es sein. Ganz unbedingt! — aber drei Mark —!“

„Na, sagen wir 2,90 Mark. Weil Sie es sind, Frau Reiner. Soll ich sie Ihnen einpacken?“

„In Gottes Namen denn! Alle Tage lebt man ja nicht so üppig!“ Es klang fast wie eine Entschuldigung, als fürchte sie, für eine heillose Verschwenderin gehalten zu werden.

„Da ist also was los bei Ihnen?“ erkundigte die andere sich mit brennendem Interesse, das sie als umsichtige Geschäftsfrau für alle internen Anlegenheiten ihrer Kundinnen an den Tag legte. „Hat jemand Geburtstag? Oder ist lieber Besuch da?“

„Ach nein!“ Ueber das schon recht verblühte Gesicht Frau Reiners huschte ein feines, verschämtes Roth. „Es ist nur — wir sind morgen sieben Jahre verheirathet —“

„Aha, ich verstehe,“ lachte die Geflügelfrau, während sie das Geld einstrich, mit listigem Augenzwinkern, „da wird morgen also der siebenjährige Krieg so'n bißchen gefeiert? — Viel Vergnügen, Madamchen!“

Frau Reiner lächelte und wandte sich zum Gehen, das selbstgehäkelte Marktnetz mit der Poularde wie den kostbarsten Schatz an sich drückend.

„Siebenjähriger Krieg!“ — Das hatte noch in ihr nach.

„Ja, Krieg war's wohl. Aber nur Krieg mit Sorgen und Plagen. Mit ihrem lieben Alten — nie!! Bis in alle Ewigkeit nicht!

Sieben Jahre lang hatten sie geduldig und treulich aufeinander gewartet, bis er die Anstellung bei der Versicherungsgesellschaft erhielt und sie heimführen konnte. Und dann hatten sie sieben Jahre lang ebenso geduldig und treulich einer für den anderen gesorgt und gedarbt. Sein Gehalt war recht mager, aber sie waren doch durchgekommen. Ohne einen Pfennig Schulden! Freilich, jeden Groschen, fast jeden Pfennig hatte man zweimal umgedreht, ehe man ihn ausgab.

Im zweiten und dritten Jahre kamen die beiden Kindern; erst der Heini und dann die Aenni. Und Krankheiten kamen und theure Zeiten. Aber das alles trug sich leicht, weil sie es zusammen trugen, Schulter an Schulter.

Oft, sehr oft, wenn Schmalhans Küchenmeister bei ihnen war, sprachen sie von ihrem Hochzeitstage, von dem feinen Mittagessen, das die Frau Baumeister, bei der sie als Kinderfräulein in Diensten stand, für sie, die heimathlose Waise, hergerichtet hatte.

Ach, diese köstliche Poularde, die erste in seinem und ihrem Leben!

Den einen Trost ließen sie sich nicht nehmen in all den Sorgenjahren: „Einmal, egal wann, kommt doch der Tag, an dem wir ohne jede Sorge, im eigenen Heim eine selbstgekaufte, selbstgebratene Poularde essen werden!“

Nun war der große Tag endlich gekommen! — Wie das Leben so schön vor ihr lag! Gehaltszulage hatte ihr lieber Alter bekommen. Alle drei Jahre würde er nun steigen. Pensionsberechtigt war er auch! Welche rosige Zukunftsaussicht. Langsam ging es nun bergan mit ihnen, immer höher über die Sorgen hinaus.

Und morgen die Poularde!! Das schönste daran war, daß ihr lieber alter Brummbär noch gar keine Ahnung von dem bevorstehenden Festmahl hatte. Das würde eine Freude werden!

„Ich habe Hammelkoteletts gebraten!“ wollte sie ihm scheinheilig vorlügen, „und Rüben gibt's dazu!“ Beides haßte er aus tiefster Seele. — Dann die Ueberraschung, wenn sie die Poularde auf den Tisch setzte.

„Weißt Du noch, Männchen, heute vor sieben Jahren?“

Sagen würde er nichts; er machte nicht viel Worte. Aber über ihre Hand streicheln und mit feuchtem Blick lächeln würde er. Und um Augen und Mund würde ihm ein leises Zucken hinhuschen, wie immer, wenn er gerührt war und sich nichts merken lassen wollte.

In freudiger Aufregung betrat sie das Vorstadthaus, das sie seit ein paar Jahren bewohnten. Klein und schlicht war es, fast armselig. Aber die Miethe war gering; und noch einen Vorzug hatte es vor den großen Miethkasernen: einen Garten, winzig zwar, aber doch das Paradies der Kinder.

Auch jetzt spielten sie auf dem Sandhaufen hinter den Gemüsebeeten mit Schubkarren, Schaufeln und Kuchenförmchen. Beim Anblick der Mutter rannten sie schleunigst herbei und hängten sich jubelnd an ihre Kleider.

Frau Reiner bekam einen Heidenschrecken. Wenn die beiden Schelme die Poularde entdeckten, war der ganze Spaß vorbei! Die Plappermäulchen würden nicht ruhen, bis der Vater in die Ueberraschung eingeweiht war. Da galt es also, vorsichtig zu sein.

„Lauft, Kinderchen, geht spielen!“ redete sie ihnen zu, das Marktnetz hinter ihrem Rücken verbergend, „Mutter hat Arbeit, viel Arbeit! Wenn Ihr recht brav seid, gehen wir morgen Nachmittag in den Stadtgarten, wißt Ihr, wo die großen Schaukeln sind!“

Unter lautem Hallo trabten die Kleinen zu ihrem Spielzeug zurück.— Die großen Schaukeln! Das würde mal fein werden! —

Frau Reiner huschte schnell in die Waschküche, die der Rückseite des Hauses angebaut war. Hier war es kühl und luftig, und die Hauptsache: ihr Mann verirrte sich nicht hierher. Also war die Poularde hier am besten aufgehoben.

Der an der Wand befestigte Fleischhaken, der selten genug Gelegenheit hatte, seiner Bestimmung zu dienen, würde ausersehen, die kostbare Bürde zu tragen. Fast andächtig betrachtete Frau Reiner das bereits gerupfte, sehr appetitlich aussehende Thier. Wie prall und drall, von allen Seiten! Mindestens drei Pfund schwer. Und so jung noch. Der Schnabel und die Füße ganz hell. Wahrhaftig noch schöner als die Poularde vom Hochzeitsessen!

Ehe sie hinausging, gab sie dem netten Thierchen einen zärtlichen Klaps auf die Kehrseite. Also bis morgen! Und daß du mir schön frisch bleibst!“

Ein paarmal schaukelte die Poularde hin und her, und dann, gerade als die Thür der Waschküche zuschlug, geschah etwas Furchtbares: der dünne Bindfaden an den Beinen der Poularde zerriß, und diese stürzte kopfüber mit dumpfem Krach auf den blitzsauberen Steinboden hinab. —

Eine kleine Weile verging, da wurde die Thür der Waschküche aufgerissen, und Klein-Aenni stürmte herein. Heini war der Wolf, und der würde kommen, um sie zu fressen. Also schnell unter das große Waschfaß in der Ecke! Dort war sie sicher. Noch ehe sie den Zufluchtsort erreicht hatte, stieß sie einen markerschütternden Schrei aus und starrte mit weitaufgerissenen Augen auf das Schreckliche zu ihren Füßen. Ein Thier lag da, ein ganz fürchterliches Thier!

Heini, der sein Schwesterchen in Gefahr glaubte, stürzte eiligst herbei; aber auch ihn erfaßte Grauen und Entsetzen beim Anblick der unschuldsvollen Poularde.

„Huh, was ein ekliges Vieh!“ sagte er schaudernd. Als das Thier sich nicht muckste, weder bellte noch die Zähne fletschte, bekam er Muth und schlich zögernd näher. Aenni hielt ihn am Aermel fest, gottsjämmerlich brüllend: „Nicht anfassen, Heini! Nicht anfassen! Es beißt Dich todt! Es frißt Dich auf!“

Jedoch gerade ihr Gezerter trieb ihn vorwärts. Er mußte dem dummen Mädel doch zeigen, daß er ein Mann war, und daß Männer sich nicht fürchten, sogar vor so 'nem gräßlichen Thiere nicht.

Aeußerlich ruhig, aber innerlich vor Angst zitternd, streckte er aus gesicherter Entfernung die Hand aus und stieß das Unthier vorsichtig mit dem Zeigefinger an. Aenni hielt indessen ihr Schürzchen vors Gesicht. Sie wollte nicht zusehen, wenn Heini jetzt aufgefressen wurde. Ihr selbst konnte ja nichts geschehen, da sie die Augen zugemacht hatte, folglich unsichtbar war!

Nachdem Heini das Thier dreimal ohne jeden Erfolg angestoßen hatte, kroch er muthig näher hinzu und betrachtete es mit Neugier und heimlichem Grausen.

„Hat's Dich gebissen?“ wisperte Aenni unter der Schürze.

„Quatsch! — Komm doch ran, Du Bangbüx. Es ist ja todt!“

„Wahr und wahrhaftig todt?“

„Mausetodt! Genau so todt wie unser Kanalljenvogel, den wir gestern begraben haben.“

Zögernd trippelte Aenni näher.

„Is das auch een Kanalljenvogel?“ erkundigte sie sich.

„Nee — so was Aehnliches. Beine und 'nen Kopf hat es genau wie die Hühner drüben bei Petermanns; aber die haben überall rundherum Federn, und das hier ist pudelnackt und ganz gräßlich kalt. Fühl mal!“

Aenni fuhr entsetzt auffreischend zurück, als er das Thier mit spitzen Fingern aufhob und ihr entgegenhielt. Von ihrer Angst angesteckt, ließ er es schnell wieder fallen und rieb sich die Hände an seinem Kittelchen ab.

„Was machen wir nu damit?“ fragte er nach einer Weile tiefen Nachsinnens.

„Ja — wat?“ In Aennis Strumpelköpfchen blitzte sofort eine grandiose Idee auf. Sie schob sich näher zu Heini hin und wisperte ihm etwas ins Ohr, ganz leise, damit das schreckliche Thier es nicht hörte. Heini war sofort Feuer und Flamme dafür. Nach kurzer Berathung begaben sie sich mit vereinten Kräften und lodernder Begeisterung an die Ausführung der grandiosen Idee.

Frau Reiner freute sich indeß, daß ihre lieben Kinderchen so brav spielten. Nun konnte sie vor Tisch doch noch die Bügelwäsche fertig machen. Dann hatte sie morgen freie Zeit für den Spaziergang mit den Kleinen. Das sollte ein schöner Tag werden!

Ach — und die Poularde! Die Krone des Ganzen! —

Kurz, bevor ihr Mann aus dem Bureau heimkam eilte sie noch einmal in die Waschküche hinaus. Sie wollte eine Serviette über den Festbraten hängen, damit ihr Mann nichts sah, falls dieser doch zufällig die Waschküche betrat.

Ihr erster Blick, nachdem sie die Thür geöffnet, galt dem Fleischhaken. Und da krampfte ein jäher Schrecken ihr Herz zusammen — die Poularde war verschwunden! In keinem Winkel eine Spur von ihr zu entdecken!

Wie, wenn jemand sich unbemerkt ins Haus geschlichen und die Poularde gestohlen hatte? Oder wenn eine Katze — —

Das war ja nicht auszudenken! Ihre ganze Freude dahin — die Hoffnung von sieben langen Sorgenjahren in Scherben!

Von ihrem Jammer überwältigt, sank sie auf einen Holzschemel, drückte ihr Gesicht in die Schürze und schluchzte laut auf. Sofort stürzten die beiden Kleinen herbei, sich angstvoll an sie klammernd. Was Mutti haben mochte?

„Ach meine Poularde, meine schöne Poularde verschwunden!“ schluchzte Frau Reiner außer sich.

Heini und Aenni machten erschreckte Gesichter und wechselten einen Blick voller Entsetzen und Schuldbewußtsein.

„Mutti, was is das — ne Poularde?“ fragte Heini kleinlaut. „Is das een Thier?“

„Ja, ja, Heini ein Thier.“

„So'n kaltes, nacktes Thier mit 'nem Hühnerkopf und mit Hühnerbeinen und mit schwarzen Federn um den Hals?“

„Was ist damit? So sprecht doch, Kinderchen! Hat sich jemand hineingeschlichen und sie gestohlen?“

„Nee — aber begraben haben wir sie!“ gestand Heini zögernd.

Und Aenni entschuldigte ihre gemeinsame Schreckensthat: „Weil sie doch mausetodt war!“

„Be—gra—ben?!“ schrie Frau Reiner entsetzt und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Ihre schöne, treue Poularde in der schmutzigen Erde — verdorben und ungenießbar!

„Kinder! Kinder! Wie konntet Ihr mir das anthun!“ jammerte sie verzweifelt.

„Wein' bloß nich!“ tröstete Heini sie. „Wir haben sie ja ganz fein begraben. Mit Musik und mit Blumen. Und 'nen Sarg hat sie auch bekommen!“

„Noch viel feiner wie gestern der Hansel, nicht Heini?“

„Viel feiner, viel, viel feiner! In 'ne weiße Schachtel voll Blumen haben wir sie gelegt und den Deckel drauf gemacht. Weißte, Mutti, die Schachtel aus Deinem Kleiderschrank! Die Aenni hat dazu getrommelt, und ich hab' auf der Mundharmonika gespielt — fein, nich Aenn? Weißte, was Vatti immer singt: Stiefel muß sterben, is noch so jung, so jung — —“

„In eine Schachtel habt Ihr sie gelegt?“ fiel die Mutter ihm hoffnungsfreudig ins Wort. — Herrgott, wenn sie heil und ganz und unverdoben wäre! Diese Freude!

„Wo habt Ihr sie denn begraben, Kinder, schnell, zeigt mir's führt mich hin — o meine schöne Poularde!“

„Da unterm Birnbaum!“ erklärte Heini stolz, in einen Gartenwinkel weisend. Frau Reiner flog förmlich auf das grasbestreute Hügelchen hin und wühlte mit Heinis Schaufel den Boden auf.

Beim Anblick der Schachtel hielt sie überrascht inne und stieß einen Entrüstungsschrei aus. Diese schlimmen Kinder! Aber gar nichts war ihnen heilig und vor ihnen sicher. Nicht einmal ihr sorglich gehütetes Heiligthum, ihre Brautkranzschachtel!

Behutsam hob sie den „Sarg“ aus der Erde und nahm den Deckel ab. Und da bot sich ihr ein Anblick, der ihr trotz ihrer Entrüstung einen Strom Lachthränen entlockte. Mit emporgereckten Beinen und melancholisch zurSeite geneigtem Kopf schlummerte die Poularde in ihrer ganzen appetitlichen Schönheit und unberührten Reinheit auf dem jungfräulichen Myrtenkranz! Poesievoller und anmuthiger war wohl noch nie eine Poularde zur letzten Ruhe bestattet.

„Fein, nicht wahr?“ fragte Aenni, ein glänzendes Lob erwartend.

„Fein?! — An den Ohren sollte man Euch aufhängen, Ihr Rangen!“ schalt Frau Reiner. Aber es klang durchaus nicht böse. Sie war viel zu glücklich über den wiedergefundenen, heißbetrauerten Schatz. Und das mit dem Brautkranz — im Grunde genommen war das ganz nett. Die Poularde und der Brautkranz gehörten für nun einmal zusammen wegen damals . . .

„Was machste nu mit dem Thier?“ fragte Heini der Entsetzliches ahnte.

„Das ist unser Festbraten! Den essen wir morgen. Gelt, so was Feines haben wir noch gar nicht gehabt?“

„Essen? Das gräßliche Vieh?“ entsetzten die Kinder sich wie aus einem Munde.

Die Mutter lachte belustigt auf. „O, wenn Ihr nichts davon wollt, um so besser! Desto mehr bekommt Väterchen davon. Euch Naschkatzen backe ich dann Pfannenkuchen!“

„Hurrah!“ schrie Heini aus Leibeskräften. „Und Apfelmus mit Rosinen dazu!“

„Doppelte Portionen, Kinder! Soviel Ihr wollt! Aber nur, wenn Ihr Väterchen nichts von der Poularde verrathet!“

Aufjubelnd hängten die Kinder sich rechts und links an sie und versprachen ihr das Blaue vom Himmel herunter. —

Nachdem die auferstandene Poularde zum zweitenmal ihren Platz am Fleischhaken eingenommen hatte und mit der Serviette sorglich zugedeckt worden war, ging's unter Lachen und Scherzen ins Haus zurück — direkt in die Arme eines großen, hageren Mannes, dessen gefurchte Stirn von Sorgen erzählte und dessen Augen doch so leuchtend und froh seinen Lieben entgegenlachten.

Die Entscheidung.

Skizze von M. Thiery. Autorisirte Bearbeitung von A. Friedheim.

„Etsch! Etsch! Bist ja ein Mädchen!“

„Deine Kinderfrau hat sich wohl geirrt und Dich hierher gebracht, statt in die Mädchenschule?“

„Wo ist denn Deine Puppe?“

Ganz benommen, mit hochgezogenen Schultern und gesenktem Kopf, als wenn er gleich weinen wollte und sich bemühte, die Thränen nicht sehen zu lassen, stand der „Neue“ da.

Erst hatte er all' den Kindern, die sich um ihn drängten, schüchtern zugelächelt, sie lachten ja auch: Aber es war kein freundliches Lachen gewesen, und immer lauter und lauter hatten sie geschrien.

Nun hatte der Kleine Angst bekommen und schluckte an den Thränen. Und immer dichter und dichter umdrängten sie ihn, nahmen ihn in die Mitte. Es war kein Entrinnen möglich. Und da streckte sich auch schon ein Arm hoch, und eine Hand griff heimlich nach einer der blonden Locken des „Neuen“ und zog daran. Das Kind schrie auf, und dieser Schrei war das Signal zu allgemeinem, vielstimmigem Gejohle und triumphirendem Lachen. Jeder strebte danach, an den blonden Locken, die dem Knaben etwas Mädchenhaftes gaben, zu ziehen.

„Nun . . . was gibt's denn wieder?“ „Oh! Herr Richar!“

Und wie ein aufgescheuchter Spatzenschwarm schwirrten die Schüler auseinander und ließen ihr Opfer im Stich, das jetzt laut schluchzte.

„Nicht weinen, Kind . . .“

Bei der Stimme hob der Neue den Kopf, und der freundliche Blick, der auf ihm ruhte, gab ihm das Gefühl des Geborgenseins.

„Nicht weinen,“ sagte Albert Richar noch einmal und fügte nachsichtig hinzu:

„Sie sind ja nicht so böse.“

„O doch,“. . . . sagte der Kleine leise.

„Nein, sie necken nur. Wenn Du sie erst besser kennst, ängstigst Du Dich nicht mehr vor ihnen, sondern ihr vertragt euch gut zusammen, das glaube ich bestimmt.“

„Warum machen sie sich über mich lustig?“

„Weil Du ein „Neuer“ bist. Paß nur auf, wenn Du erst zu den „Alten“ gehörst, dann neckst Du auch mit.“

„Ach nein, ich will nicht so schlecht werden . . . niemals! . . . Das würde Mama zu sehr betrüben.“

Albert Richar blieb noch neben dem Kind. Seine Hand fuhr streichelnd und wie beschützend über das blonde Lockentöpfchen. Die Gedanken aber kehrten in die Vergangenheit zurück . . . dreißig Jahre waren es her, da hatte auch ein kleiner „Neuer“ auf dem Schulhof gestanden und geweint, weil die Knaben ihn neckten. Der Knabe hatte keine blonden Locken gehabt, sondern die Haare ganz kurz getragen, und er hatte auch nicht sagen können, „Mama würde darüber betrübt sein,“ denn der „Neue“ hatte, als er in das Gymnasium kam, keine Mama mehr.

Nie hat Albert Richar vergessen, wie angstvoll sich sein Herz damals zusammengezogen, welches Gefühl unendlicher Vereinsamung ihn gepackt, als er so all' den fremden Kindern zur Zielscheibe ihrer Scherze gedient.

Und das Gefühl der Vereinsamung ist Richar durch sein ganzes eintöniges Dasein treu geblieben. Arm und furchtsam und scheu, hatte er es nicht verstanden, unter den Schulgenossen einen Freund zu gewinnen. Keiner hatte es sich angelegen sein lassen, den Knaben zum Lernen anzueifern, es hatte keinem daran gelegen, ihm Auszeichnungen, Anerkennungen zutheil werden zu lassen. Aus eigenem Triebe hatte er gearbeitet . . . ruhig und normal alle Examina bestanden und schließlich eine Lehrerstelle an einem Gymnasium in der Provinz erhalten.

Mehrere Jahre schon war Richar dort angestellt, ohne weitere Pläne, andere Ziele für die Zukunft zu haben; in seiner einfachen Lebensführung waren die bescheidenen Existenzmittel mehr als genügend . . .

Von dem, was Richar erübrigte, kaufte er Bücher und lebte ruhig und zufrieden, einen Tag wie alle Tage. An die Einsamkeit war er schon so gewöhnt, daß er kaum noch darunter litt; er nahm sie eben hin wie etwas Unabänderliches, in das er sich fügen mußte . . . wie ein Unbehagen, das man ertragen muß und noch froh ist, nicht heftige Schmerzen zu empfinden.

Und dennoch gehörte nicht viel dazu, um Richar im tiefsten Innern dies dumpfe Unbehagen als Schmerz empfinden zu lassen.

Das Kinderleid, das er sich bemühte zu mildern, rief ihm seine freudlose Kindheit und seine erste, unsagbare Verzweiflung in die Erinnerung und machte im Augenblick all' die mühsam erkämpfte Seelenruhe zu schanden.

„Nicht weinen, Kind . . . wie heißt Du denn?“

„Georg . . . Georg Sental.“

„Nun, weißt Du was, Georg? Wir wollen gute Freunde sein, und wenn Du Kummer hast, dann werde ich Dich trösten . . . so, mein kleiner Mann . . . habe keine Angst . . . nicht mehr weinen . . . so . . . so!“

— — — — — — — — — — — —

Herr Albert Richar war zeitig aus seiner Wohnung fortgegangen. Es war noch früh, eine volle Viertelstunde vor Schulanfang, und so ging Richar ganz langsam und genoß die milde Luft des klaren Herbstmorgens.

Eine junge Frau in Trauer und ein Kind überholten ihn, und fast in demselben Augenblick rief das Kind erfreut und laut:

„Mama . . . Mama . . . das ist er!“

Höchstwahrscheinlich hatte das Kind schon ausführlich von seinem Lehrer erzählt, denn die junge Frau schien gar keiner weiteren Vorstellung als dieser wenig förmlichen zu bedürfen und sagte lächelnd:

„Nicht wahr, Herr Richar?“ . . . . Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr Richar . . . mein Söhnchen hat mir erzählt, wie sehr freundlich Sie zu ihm sind . . .“

Er wehrte ab: einige Worte der Ermuthigung rechtfertigten nicht solche Dankbarkeit . . . .

„O! Aber Herr Richar, Sie sind dauernd so freundlich besorgt für den Kleinen . . . nur Ihnen verdanke ich es, daß mein Kind sich in die Schule eingewöhnt hat . . . mein Georget ist zart, nervös . . . auch etwas verzogen . . . er würde sich schwer hineingefunden haben nach dem ersten peinlichen Zusammenstoß mit den Schülern . . . der Gedanke, Sie dort wiederzufinden, hat ihn einzig und allein so beeinflußt . . . wenn ich jeden Morgen erst gegen Thränen und Bitten des Kindes hätte ankämpfen müssen, um es durchzusetzen, daß er zur Schule geht, so würde ich wohl . . . ach, ich kenne mich darin . . . nachgegeben haben . . . eine Mutter ist immer schwach vor dem Kummer ihres Kindes . . .“

Und leiser fügte sie hinzu:

„Und . . . . ich habe ja nur noch meinen Knaben!“

Sie gingen nebeneinander. Vor ihnen trippelte der kleine Georg, sehr stolz im Gefühl seiner büchergefüllten Schulmappe und sehr stolz auch, daß ihm nicht mehr die langen blonden Locken auf den Matrosenkragen fielen. Seine Mutter hatte sie abschneiden müssen auf sein dringendes Bitten: er will nicht mehr „wie ein Mädchen“ aussehen.

„. . . . Wollen Sie es glauben . . . ich habe darüber geweint,“ sagt Frau Sental und zeigt auf das kleine, runde Köpfchen unter der Matrosenmütze.

Tagtäglich treffen sich Georgs Mutter und Herr Richar; letzterer weiß, wo sein kleiner Schüler wohnt, und als ganz selbstverständlich nimmt er den Weg zum Gymnasium durch die Straße, wo Frau Sentals Wohnung liegt.

Einmal hat er Georg, der von einem plötzlichen Unwohlsein befallen wurde, der Mutter nach Hause gebracht; dann hat er sich nach dem Befinden des Knaben erkundigt, und von dem Tage an ist Herr Richar öfter dort zu Besuch.

Frau Sental ist jung, ihre sanfte Anmuth beruht weniger auf rein physischer Schönheit, als auf dem innigen, gütigen Ausdruck ihrer Augen. Immer in Schwarz gekleidet — höchstwahrscheinlich erst seit Kurzem Wittwe —, spricht Frau Sental nie von ihrem Verlust, und nach der ganzen Einrichtung der Wohnung und der Wohnung selbst hält Herr Richar sie für wenig vermögend.

Und da, unwillkürlich und unklar fängt Albert Richar an zu bedauern, daß er nicht ehrgeizig gewesen ist und es nie verstanden hat, sich und sein Wissen zur Geltung zu bringen. Nun möchte er eine hervorragende Stelle einnehmen, gut dotirt sein . . . nicht in der Provinz verkümmern . . . freilich, dann hätte er auch nicht Georg Sental kennen gelernt . . .

Lange hat's nicht gedauert, da mußte Albert Richar sich eingestehen, daß er Georgs Mutter liebt, sie heiß und innig liebt! Er, der Einsame, mit dem verknöcherten Herzen liebt und träumt von Liebe wie ein junger Dichter!

Warum soll er nur träumen? Warum soll nicht alles Wirklichkeit werden? Sie steht allein wie er, ist fast ebenso mittellos . . . und dabei ist sie so freundlich, kommt ihm so voller Vertrauen entgegen. Sie fragt nach seinem Leben, nach seinen Arbeiten, nimmt seinen Rath für Georg in Anspruch. Das alles ist doch der sicherste Beweis für Sympathie, die leicht in wärmere Gefühle übergehen kann.

„Ich will's ihr sagen, denn so kann es nicht weitergehen,“ meint Albert Richar für sich.

Und oft, viele, viele Male faßt er den festen Vorsatz: „Heute sag ich's ihr“ . . . und jedesmal schreckt er vor der Entscheidung zurück.

— — — — — — — — — — — —

Heute nun ist er vor der Thür des Gymnasiums angekommen, ohne Sental getroffen zu haben . . . und Georg ist auch nicht in der Schule.

Herr Richar ist beunruhigt, und in plötzlichem Entschluß sagt er sich:

„Heute noch gehe ich zu „ihr“; Georgs Fehlen ist ein trefflicher Vorwand für mein Kommen. Vielleicht ist das Kind krank . . . ich will sie bitten, meine Liebe zu dulden . . . da ich ihren Knaben so lieb habe . . .“ Und Albert Richar hält sich selber Wort, er geht zu Georgs Mutter.

— — — — — — — — — — — —

„Sie sind's, mein lieber Freund!“

Mit ausgestreckten Händen und strahlendem Lächeln kommt sie dem Besuch entgegen. Es geht wie ein Glanz von Glück und Freude von ihr aus, und Frau Sental ist dadurch so verschönt, daß Albert Richar vollständig benommen . . . . keines Wortes fähig ist.

Aber er hat auch gar keine Zeit zum Sprechen. Die junge Frau hat ihn mit sich gezogen in das kleine Wohnzimmer, woselbst sie oft gemüthlich zusammen gesessen, und dabei sprudelt sie ordentlich hervor:

„Sie haben sich wohl beunruhigt, daß Sie Georg nicht in der Schule fahen? . . . krank ist er nicht . . . nein,“ und dabei lacht Frau Sental nervös . . . „er ist ausgegangen, ich habe alle beide spazieren geschickt . . . ich mußte ein wenig allein sein, um mich zu fassen . . . mich wiederzufinden . . . ach Gott! . . . ich hatte ja doch geschworen, unerbittlich zu sein! . . .“

Albert Richar versteht die junge Frau nicht . . . weiß nicht, was sie meint . . . aber jedes ihrer Worte greift ihn direkt ans Herz .

Es war das ewig alte, ewig neue Lied . . . . die junge, vertrauensselige Frau ist von ihrem Mann, den sie leidenschaftlich liebte, getäuscht worden. Und als sie das gemerkt, hat sie mit ihrem Knaben das Haus verlassen.

Der Kleine wußte ja noch nichts, verstand noch nichts von alledem. Sie selbst hat auf alle Bitten, alle Versuche einer Annäherung mit „Nein“ geantwortet . . . Monate . . . Jahre . . . zwei Jahre sind darüber vergangen . . . keinen Brief hat sie angenommen . . . und gestern nun . . . gestern hat der Schuldige plötzlich vor ihr gestanden . . . er hat geweint . . . hat sie an vergangene Zeiten erinnert . . . und sie, die ihn ja doch trotz allem und allem immer noch liebt . . . sie ist schwach gewesen . . . hat seinen Worten Glauben geschenkt . . .

Die junge Frau erzählt das alles hastig, etwas verworren, aber das Glück leuchtet ihr aus den Augen, zittert in ihrer Stimme.

Herr Richar hört ihr zu, mit gesenktem Kopf sitzt er da, als sie schon schweigt. Dann hebt er die Augen, bis sie auf ihrem Gesicht ruhen, und sagt leise:

„Warum haben Sie mir das alles nicht früher gesagt? . . . Das ist unrecht.“

Sie scheint überrascht und wiederholt:

„Unrecht? . . . Warum unrecht?“

Er kann nicht antworten. „Ja, unrecht, weil ich Sie frei glaubte, und weil ich darum nicht gegen mein Empfinden angekämpft habe, sondern Sie liebe . . . liebe . . .“

Albert Richar schweigt und zwingt sich zum Lächeln. Dann hastig, unter der Begründung, daß er eilen müsse, zur Schule zu kommen, nimmt er mit einigen Worten Abschied . . .

Und dann geht Albert Richar über den Schulhof . . . der ist ganz erfüllt mit dem Lachen und Schreien der lärmenden Knaben . . . gerade so wie an dem Tage — o wie lang ist es her! — an dem der Knabe Albert Richar verlassen inmitten gleichalteriger fremder Knaben gestanden hat . . . und ebenso verlassen . . . so einsam wie damals ist Albert Richar nun wieder . . . und jetzt für immer . . .

Zu viel verlangt.

Von H. von Otten.

Hausfrauen, die selbst sehr lebhaften Geistes sind, selbst viel leisten können und gewöhnt sind, an sich selbst große Anforderungen zu stellen, verfallen sehr leicht in den Fehler, von anderen zu viel zu verlangen, eben weil sie andere mit dem eigenen Maßstab messen. Sie sind dann enttäuscht, wenn sie nicht erreicht sehen, was sie selbst erreicht haben würden, und die Mißstimmung gegen den nach ihrer Ansicht Lässigen ist da.

Dieses „Zu viel verlangen“ ist der Grund, weshalb heute die Dienstbotenverträge so oft vor der Zeit gebrochen werden. Ungebildete Leute ohne Fachausbildung können niemals so viel leisten, dürfen nicht beurtheilt werden, wie Gebildete. Das Schließen von sich auf andere ist leider ein vielverbreiteter Frauenfehler — nun, sagen wir lieber, um es nicht zu sehr mit den verehrten Leserinnen zu verderben, eine Menschenunart unter den.

Das „Zu viel verlangen“ ist in der Kinderstube von besonders schädlichen Folgen begleitet. Jeder Organismus ist vom anderen verschieden. Der eine kann mit Leichtigkeit dies und jenes thun, dem anderen ist es aber eine Riesenarbeit, vor der er zittert.

Eine riesengroße Verantwortung lastet auf jeder Mutter gerade zu in Bezug auf das, was sie von ihren Kindern verlangt. Sie kann sie für das Leben mißmuthig, unbrauchbar, kann sie nervös und nervenschwach machen. Sie muß nicht nur daheim abwägen: „Was kannst, was darfst du dem von der Schule ermüdeten Kind jetzt noch an Arbeit wie an Genuß zumuthen?“, sondern sie muß auch sein treuer Vormund sein, wenn sie sieht, daß er dem Pensum der Schule nicht folgen kann. Nur nicht aus Eitelkeit ein Kind, das körperlich oder geistig nicht mitkann, in einer höheren Klasse oder gar Schule festhalten wollen! Viel verlangen kann man nur von der ausgesprochenen Begabung, nicht aber vom mittelmäßigen Durchschnitt. Sehr viele Mütter verschließen sich aus falscher Scham allzulange der Erkenntniß, daß ihr Kind eben nur Durchschnitt ist. Hier ist der Vergleich mit anderen Kindern, objektive Beobachtung, Rücksprache mit dem Lehrer die alleinige Abhilfe.

Aber nicht nur von denen, die wir täglich um uns haben, von unseren Kindern, unseren Dienstboten, verlangen wir ungewollt zu viel — das „Zu viel verlangen“ in dem Verhältniß zwischen Ehegatten sei dem gefälligen Selbstnachdenken der verehrten Leserinnen überlassen — sondern auch von ferner Stehenden, weitläufigen Bekannten.

Wer von seinen Freunden und Bekannten zu viel Artigkeit verlangt, befindet sich, da sie meistens ausbleibt, in einem fortgesetzten Stadium des Gekränktseins, der Uebelnehmerei. Erwarte lieber weniger von deiner Umgebung, dann wirst du um so freudiger überrascht sein, wenn du von ihr mehr empfängst, als du gedacht. Es ist eine bekannte Thatsache, daß man auf Erkenntlichkeit und Dankbarkeit in der Welt nicht rechnen darf. Gerade die Menschen, für die man sich selbst die Sohlen abgelaufen hat, verletzen uns durch Undankbarkeit, und anderseits ernten wir manchmal Freundlichkeit da, wo wir selbst nur so nebenbei artig gewesen sind. Die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches liegt darin, daß die menschliche Natur sich nicht gern anderen verpflichtet fühlt, auch nicht in Dankbarkeit. In ihrem Egoismus streift sie rücksichtslos diese verpflichtenden Fesseln ab.

Aber wie steht es mit dem „Zu viel verlangen“ bei dir selbst, verehrte Leserin? Eigentlich kann man sich ja selbst nie genug thun! Aber einen unendlichen Schaden hat das sich selbst unausgesetzt anstrengen: man ruinirt sich Nerven und Gesundheit und bringt sich um Frieden und Ruhe, man raubt seiner Umgebung den Frieden und die Harmonie, die doch jedes geordnete Hauswesen ausathmen soll. Darum, auch bei dir, ja, bei dir vor allem mußt du die Grenzen respektiren! Man kann Tage, Wochen lang ungestraft zu viel von sich verlangen, niemals aber Monate und Jahre. Und im Erhalten der eigenen Kraft und der eigenen Gesundheit, dieser unschätzbaren Faktoren geheimlichen Familienlebens, zeigt sich wahre Frauenklugheit.

— Selbstverrath. Mutter: „Wie hast Du das neue Messingbett, das ich Dir anschaffte, heute Nacht gefunden?“ — Student: „Ganz leicht, Mama.“

— Feine Unterscheidung. Backfisch: „Denke Dir, Erich, der Müller hat mir gestern eine Liebeserklärung gemacht!“ — Obersekundaner: „Das finde ich einfach komisch! Was versteht denn so ein Untersekundaner von Liebe!“

— Feine Familie. Diener (zum Schuster, welcher die Schuhe ohne Geld nicht ausfolgen will): „Aber, Herr Meister, was fällt Ihnen denn ein? Meine Herrschaft sind doch sehr feine Leute, die zahlen, und wenn sie sich's von der Köchin pumpen müssen!“

— Beschlagen. Gefängnißdirektor: Wir werden uns hoffentlich an diesem Orte nicht wiedersehen! Entlassener Sträfling: Ich denke auch nicht, das nächste Mal werde ich wohl Zuchthaus bekommen!

— Ein Skeptiker. Sonntagsjäger (im Dorfwirthshause renommirend): Das war eine gelungene Jagd heute, habe meine rechtschaffenen sechs Hasen geschossen! Na, Schulmeister, was starren Sie denn so grübelnd vor sich hin? Schulmeister: Hm, ich subtrahire zur Richtigstellung.